

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 9

Rubrik: Brief aus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brief aus

Prag

Nur noch ein wenig Licht

Sehr geehrte Redaktion! Längst haben die Diskussionen auf offener Straße, die im Prager Frühling eine solche Atmosphäre der Freiheit schufen, aufgehört. Noch nach dem 21. August hatte man soviel wie möglich mit den Okkupanten diskutiert. Überall stellten wir auch Kofferradios auf. Unser Rundfunk sendete auf russisch, deutsch und bulgarisch, so daß die Truppen unsere Aufrufe verstehen mußten.

So wurden viele ausländische Soldaten und auch Offiziere an ihrer Sache irre. Deshalb sind bald manche Truppen ersetzt worden – zum Teil durch Mongolen. Ich habe gesehen, wie einer unserer Studenten mit einem nicht angedrehten Transistor an einem Soldaten vorbeiging. Dieser sagte: «Gib mir Photoapparat!» Der Student antwortete, das sei ein Radio. Der Mongole: «Nein, Photo. Gib mir Film!» Der Student überreichte die Batterie. Der Soldat: «Alles gut, jetzt habe ich Film, du kannst weitergehen!» Umgekehrt hielten sich oft Studenten Brikette ans Ohr. Die Soldaten konfiszierten sie, in der Meinung, es seien Radios. Übrigens wurden die Sendungen, welche die Okkupanten so ärgerten, nicht von deutschem Boden aus oder mit amerikanischen Apparaten gesendet, wie dies die Russen behaupteten. Ich habe gesehen, wie in einem Betrieb solche Sendeanlagen gebastelt wurden – von den Arbeitern, freiwillig ...

Ein Bürgermeister aus der DDR hat mir erzählt, russische Truppen hätten in seinem Dorf einen großen, prächtigen Fischteich ausgepumpt, um die Fische zu braten und zu essen. Auf seine Vorstellung beim Truppenkommandanten hin antwortete dieser: «Deutschland ist besetztes Land. Wir haben hier Requisitionsrecht.» Daß Rußland vor vielen Jahren schon die

DDR und anderseits auch die Bundesrepublik als souveräne Staaten «anerkannt» hat, überging er großzügig. – Bei uns gab es meines Wissens Übergriffe dieser Art bisher nur, wenn die Russen sehr hungrig waren. In der Regel halten sie sich an das Warschauer Abkommen, wonach Truppen auf dem Gebiet eines Verbündeten für ihr Essen selbst aufkommen müssen. Was die Sowjets dafür von unserem Staat erpressen, ist eine andere Sache!

Wir haben sofort gesagt, Wasser sei auch Essen. Man erzählt sich, ein russischer Soldat sei einmal zu einer alten Frau gekommen: «Großmutter, gib mir Wasser!» Die Frau: «Nein Iwan, sonst bin ich eine Verräterin, aber Kaffee kann ich dir geben.» Als sie an der riesigen Kaffeemühle an der Wand drehte, rannte Iwan davon. Er meinte, die Frau stelle eine Telefonnummer ein, um ihn beim Kommandanten anzuzeigen.

Die Sowjettruppen haben Befehl, strikte korrekt zu sein. Offiziell sind sie ja Freunde, die uns vor dem Unglück bewahren wollen. Doch was sie uns nehmen, ist in Wahrheit unser Glück. Man spürt sie im Hintergrund, den Druck, den sie auf das ganze Leben ausüben.

Kurz nach der Besetzung hielt eine russische Einheit in einer Stadt an. Die Soldaten gingen ins Gasthaus. Dort machte sie der Wirt besoffen. Unterdessen entnahmen einige Tschechen dem russischen Reparaturwagen einen Schweißapparat. Sie schweißten ein Kanonenrohr weg und taten es auf einen Baum hinauf. Über die Stadt wurde der Ausnahmezustand verhängt, die Täter wurden nicht er-

der Kletterordnung werden wir den zivilen und militärischen Behörden vorgestellt. Mich beeindruckt der Generalstabschef mit einigen Fragen über die Schweizer Alpen, und diese improvisierte Unterhaltung ist augenblicklich Zielscheibe der Photographen.

Am 21. September ist in Rio die Eröffnung der Sechsten Nationalen Forstwirtschafts-Ausstellung. Dr. Azambujo, Leiter des Forstwirtschafts-Amtes, dem ich die Nützlichkeit der Speläologie für Waldschutz und Aufforstung darlegen konnte, bittet mich, an der Ausstellung einen Stand aufzubauen.

Vier Tafeln genügen: eine durch Trockenheit verheerte Gegend, die Bäume sterben ab, die Menschen verlassen das Land; eine Equipe von Speläologen an der Arbeit, sie entdecken ein unterirdisches Wassernetz und halten es auf einer Skizze fest; das entdeckte Wasser wird gefaßt; die Gegend erwacht dank dem Wasser zu neuem Leben. Mein Stand soll Blickfang sein – durch nichts Überflüssiges beeinträchtigt.

21. September. Der Landwirtschaftsminister bleibt tatsächlich vor dem Speläologen-Stand neugierig stehen. Auf Bitte des Leiters des Forstwirtschaftsamtes charakterisiere ich in kurzen Zügen die Speäologie.

5. Oktober, vor überfülltem Saal: Abschlußfeier der Ausstellung. Es wird gesprochen, gesungen, musiziert, geklatscht. Da nennt der Leiter des Forstwirtschaftsamtes plötzlich meinen Namen.

Ich drehe mich nach Gaston um, der mir zuflüstert: «Er verlangt dich auf der Tribüne, geh doch!»

Ohne etwas zu kapieren, gehe ich die drei mit rotem Samt ausgeschlagenen Stufen hinauf zum Tisch der Honoratioren. Der Minister für Ackerbau streckt mir ein Diplom hin und überreicht mir die Gedenkmedaille der Ausstellung, für meinen Einsatz zur Verbreitung der Speläologie, dieser sportlichen Wissenschaft, die in Brasilien sehr nützlich sei.

Und nun gibt es kein Zögern. Wir gründen die Brasilianische Gesellschaft für Höhlenforschung. □

Brief aus Prag

wischt. Später kamen die Selbstverbrennungen – bald wurde auch diese Waffe stumpf. Die Explosion gegen Aeroflot nach den Eishockeysiegen über Rußland führte zurück in die Nacht der Zensur und der Willkür. Wir sehen nur noch wenig Licht.

Im wieder verstummt Prag nennen wir die von Maschinenpistolen-schüssen durchbohrte Fassade des Nationalmuseums «die wahre Unterschrift unter das Moskauer Abkommen». Die Russen hatten gemeint, dort sei ein Zentrum der Kontrarevolutionäre. Als sie dann das Gebäude stürmten, waren nur drei Putzfrauen drin. Die Fassade bleibt Mahnmal.

Auch in den Betrieben beginnen sich Verräter mit gewissem Erfolg zu betätigen. In den meisten wird aber noch ziemlich offen geredet. Den Arbeiterräten ist nicht so leicht beizukommen. Kürzlich kam zu uns ein anpasserischer Beamter: «Ihr habt ja antistaatliche Plakate.» Ein Arbeiter: «Nein, hier steht nur die Wahrheit.» Der Beamte: «Auch auf deutsch.» Einer der unsern: «Bei uns arbeiten auch Deutsche.» Noch hängt das Plakat.

Die Erziehung der Jugend geschieht wieder auf zwei Geleisen, wie unter der Hitler-Okkupation. Zunächst verbrannten viele Schüler die russischen Lehrbücher. Wir Eltern erklärten den Kindern, dies sei ein falscher Weg. Nun gibt der Lehrer in der Stunde die sowjetfreundliche Version. Privat sagt er ihnen, sie sollten auf die Eltern hören. Und wir wissen, was wir zu tun haben. Jeder von uns, der nach Rußland geht, versucht dort aufzuklären. Ich tat das bis Sibirien und weinte ob dem allgemeinen Unverständnis.

Ich reiste nach dem Krieg durch Litauen und Lettland. Vielleicht ein Drittel der Leute waren noch Einheimische, die anderen geflohen, in Sibirien oder tot, ersetzt durch Zugewanderte. Wir wollen, daß unsere Bevölkerung zusammenhält, Städte und Dörfer tschechisch, slowakisch bleiben.

Mit freundlichen Grüßen,
Ihr X. Y

Fritz Pümpin malt seine Heimat

Von Friedrich H. Weber

Nicht nur die Landschaft, aber auch sie prägt den Menschen. Und wie alle Kontraste, wirkt sich auch dieser beim Maler besonders stark aus, dessen hochgesteigerte Empfindsamkeit vor dem Schaubaren den Motor seiner Produktivität ausmacht. Das Obere Baselbiet genießt einen Ruf ob der Eigenständigkeit und Urwüchsigkeit, die es sich vor der städtischen Ausstrahlung, die vom Rheinknie ausgeht, zu wahren weiß. Da gibt es noch richtige Bauerndörfer, und wenige Kilometer davon entfernt lebt, webt und strebt die zweitgrößte und vielleicht städtischste Schweizer Stadt. Ja, Gelterkinden selber hat erhebliche Industrie. Aber ringsum in kleinen Ortschaften und Weilern dominiert das Wirkungsfeld des Bauern. Das reicht bis nach Gelterkinden hinein, Fritz Pümpins Heimat. Solche Spannung ist es, die sich in manchen Bildern dieses Baselbieter Malers ausdrückt.

Pümpins Heimatort und sein weiter Umkreis bieten ihm immer neue Motive. Der «Markttag in Gelterkinden» ist eines von seinen schönsten neueren Ölbildern, von einer blickbannenden Dichte in Darstellung und Gehalt. Ohne veraltet zu wirken, strahlt das Bild Vergnuglichkeit aus und Eingebettetsein in die heimische Welt – etwas, das heute zu den großen, nicht mehr selbstverständlichen Glücksgeschenken gehört. Eine naive und mitlebende Freude am bunten Gewimmel drückt sich aus und das Bewußtsein, daß im Kranz der Bauern-, Handwerks- und kommunalen Häuser, alle vom Kirchturm überragt, das Leben einen Festtag bekam. Und bei all dem wirkt dieses Bild keineswegs «heimatstilig» in dem Sinn, wie man das Wort heute verwendet, im Sinn eines falschen Pathos oder einer Attrappe, mit der man scheinbar Urwüchsiges vortäuscht.

Wie machte das Fritz Pümpin? Was zuerst auffällt: Er ist ein Meister im Anlegen des Bildraums, der Darstellung der Atmosphäre und der perspektivischen Gliederung. Perspektive, in der modernen Kunst vielerseits verpönt, verschafft einer Bildfläche jene

Raumillusion, die durch fortschreitende Verkleinerung zum Bildhintergrund, durch Linienverkürzung und Zusammenlaufen paralleler Linien zustandekommt. Pedantisch vollzogen, macht sie ein Bild langweilig, höchstens gekonnt. Doch das Gesetz wird von Pümpin souverän gemeistert, ja getarnt. Dabei erfüllen die Dächer eine Hauptaufgabe. In gebrochener Führung und breit herabreichend, unterscheiden sie nicht nur ein jedes Haus vom anderen und verraten damit einen sehr persönlichen Bauwillen; sie begnügen sich nicht nur, durch – mehrteils diagonalen – Linienverlauf die Hintergrund-Dehnung zu vermitteln; sie sind auch ein augenfälliger Ausweis der Behaglichkeit, des Schutzes vor Witterungsunbill und scheinen durch des Malers hinweisendes Können auch noch das Schicksalhafte abwehren zu wollen, das auf den Menschen eindringt.

Vor und zwischen den Dächern und gemütlich alten Hausfronten mit der Fenstervielfalt breitet sich der große Dorfplatz mit dem Marktbetrieb aus. Das Gewimmel der Menschen ist im Vordergrund aufgelockert, das Schreiten dominiert, neben den springenden Knaben links mit ausholendem Schritt ein bäuerlicher Typ, mehr rechts neben hellgekleideter kleiner Gestalt so etwas wie ein ländlicher Gentleman, Brust herausgedrückt, Kreuz eingezogen, vom Pinsel in wenigen Strichen getroffen. Gegenüber der festen und klaren Fügung bei den Gebäuden ist die Menschenmenge bloß skizzenhaft festgehalten, was diese spaßige Bewegtheit vor der Statik der Häuser ergibt. Dieser wirksame Kontrast wä-

